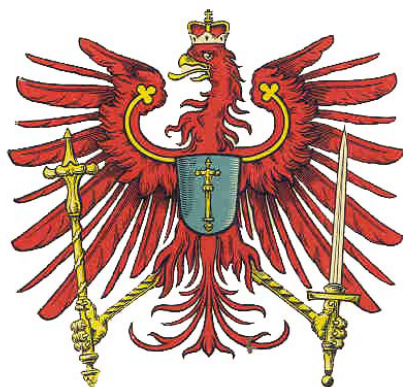


Citation style

Hoffeins, Matthias: review of: Jens Henker / Thomas Kersting / Marianna von Klinski-Wetzel / Peter R. Wetzel, Werder (Havel). 700 Jahre Ortsgeschichte. 1: Der Ursprung der Stadt, Potsdam: Knotenpunkt-Verl. , 2014, in: Jahrbuch für brandenburgische Landesgeschichte, 67 (2016), p. 265-270, DOI: 10.15463/rec.reg.1697257686

First published: Jahrbuch für brandenburgische Landesgeschichte, 67 (2016)



copyright

This article may be downloaded and/or used within the private copying exemption. Any further use without permission of the rights owner shall be subject to legal licences (§§ 44a-63a UrhG / German Copyright Act).

lange Zeit wurde ein Grundlagenwerk geschaffen, das seinesgleichen sucht und jetzt schon unersetzbar ist. Jede Anlage muss für ein konkretes Befassen auf dieser Grundlage weiter vertiefend betrachtet werden, um trotz prinzipieller Quellenarmut dem einzelnen Gartenkunstwerk noch genauer auf den Grund gehen zu können.

Ein Themenkomplex fehlt mir als Besonderheit bei dem sehr in die Breite gehenden Thema Garten, nämlich das Thema des Todes. Es gibt doch Grabanlagen, wie etwa in Uetz oder Priort, die auf das Thema Garten/Landwirtschaft unmittelbar Bezug nehmen und womit sich die jeweiligen Eigentümer als Bestandteil ihrer Vorstellung von „Natur“, wir würden heute „Kulturlandschaft“ sagen, gezielt über ihren Tod hinaus darstellen. Mitunter sind Grabanlagen mit aufgenommen worden, aber auf die Denkmale zur Verehrung Verstorbener, wie etwa das ungewöhnliche Friedrichsdenkmal in Neuhardenberg, wurde nicht näher eingegangen. Obeliskens als Symbole des Todes bzw. der Vergänglichkeit oder der Ewigkeit wie auch Ruinen sollten in diesem Sinne kurz aufgezeigt sein. Der große Friedrich hat diese Themenvielfalt in seinem Garten Sanssouci unübersehbar weithin bekanntgemacht und das farbte natürlich auch ab. Nur in welchem Umfang und in welcher Qualität ist weithin unbekannt. Nun, das ist zwar schon fast ein eigenständiges Thema, aber es ist hier in den Gärten präsent und hätte aufgezeigt werden müssen. Aber das ist kein Mangel im Sinne dieses Werkes.

Dem Werk insgesamt gerecht zu werden, ist kaum zu leisten. Es gehört auf jeden Fall in jede brandenburgische Bibliothek, auf den Tisch jeden Landeskundlers, eines jeden Gartenspezialisten, jeden Denkmalpflegers und in die verschiedenen Planungseinrichtungen, damit künftig nichts mehr übersehen wird und vieles von dem wiederhergestellt werden kann, was einst und teilweise heute schon wieder dem Land ein eigenes Gepräge gibt.

An ein Werk von diesem Umfang und das eine derartig lange Bearbeitungszeit in Anspruch nahm, kann nicht der Anspruch auf Vollständigkeit oder Abbildung der neuesten Forschungsergebnisse gestellt werden. Daher sollte ein Nachtragsband überdacht werden. Hier könnte die Landesgeschichtliche Vereinigung alle Hinweise auf übersehene bzw. neu entdeckte Quellen und Details sammeln, hüten und der Öffentlichkeit bekanntgeben. Das kann heutzutage auch über eine Online-Version erfolgen. Bleibt nur noch zu wünschen, dass dieses nützliche Werk eine weite Verbreitung erfährt.

*Andreas Kalesse*

**Baldur Martin / Klaus-Peter Meißner / Klaus Froh (Hgg.): Werder (Havel). 700 Jahre Ortsgeschichte**, Bd. 1: Der Ursprung der Stadt. Autoren: Jens Henker, Thomas Kersting, Marianna von Klinski-Wetzel und Peter R. Wetzel. Potsdam: Knotenpunkt-Verlag 2014, 240 S., zahlr. Abb.  
**Marianna v. Klinski-Wetzel: Zur alten Geschichte des Schwielowsees und der drei Orte Caputh, Ferch und Geltow bis zum Ende des 17. Jahrhunderts**. Schwielowsee: Selbstverlag 2015, 155 S., zahlr. Abb.

Im Vorwort des ersten hier zu besprechenden Buches formuliert Klaus Neitmann einen Satz, der programmatisch für alle heimatgeschichtlichen Arbeiten gelten kann, die wissenschaftlichen Anspruch erheben: Die wissenschaftliche Qualität des Werkes hänge davon ab, ob die maßgeblichen Personen sich die historische Methode in ausreichender Weise zu eigen gemacht haben und sie überzeugend auf ihren ausgewählten Stoff anzuwenden wissen (S. 10). Ähnlich positionierte sich schon vor 30 Jahren der niedersächsische Landeshistoriker Carl-Hans Hauptmeyer. Heimatgeschichte müsse für die praktische Arbeit die unterschiedlichen Methoden und Techniken der Landesgeschichte nutzen und anwenden, wolle sie auch von der Wissenschaft ernst genommen werden. Für die Heimathistoriker sei es deshalb notwendig, wissenschaftliche Arbeitsmethoden und -techniken zu erlernen, auf Ergebnisse der neueren Überblicksdarstellungen und spezieller Forschungsbeiträge zurückzugreifen, um schließlich eine lesbare, aber noch wissenschaftlich benutzbare Darstellung als Resultat der eigenen Forschung zu bieten. Texte, deren primäres Anliegen die fundierte Darstellung der heimatlichen Geschichte ist, müssen diese Kriterien erfüllen. Dementsprechend soll dies die Erwartungsgrundlage der folgenden Rezension sein.

Im März 2013 gründeten engagierte Heimatforscher in Werder (Havel) einen Verein mit dem Ziel, eine Stadtgeschichte bis zum 700-jährigen Jubiläum der Ersterwähnung im Jahr 2017 zu erarbeiten. Diese Geschichte soll sieben Bände umfassen und ein möglichst geschlossenes Bild der Stadtentwicklung aufzeigen (S. 12). Dabei sei es den Herausgebern nicht wichtig, wie sie in ihrem Vorwort formulieren, ein Werk „aus einem Guss“ zu fertigen. Vielmehr stehe es den verschiedenen Autoren frei, eine eigene Handschrift zu entwickeln (S. 12). Sinnvoll wäre es gewesen, die Herausgeber hätten einen konkreteren und verbindlichen Rahmen vorgegeben, räumlich, inhaltlich und auch gestalterisch. Räumlich beschränken sie sich zu sehr auf die Stadt Werder. Die große Gefahr, dass Heimatgeschichte nur die Heimat sieht und keine Vergleiche anstellt, wird hier leider bestätigt. Inhaltlich werden dadurch viele Fragen gar nicht erst gestellt.

Das erste hier zu besprechende Buch ist der erste Band dieser Stadtgeschichte. Er behandelt eingangs die ur- und frühgeschichtliche Besiedlung im Raum Werder, in einem weiteren, umfassenderen Teil die Anfänge der Stadt und ihre Entwicklung bis um das Jahr 1740. Der ur- und frühgeschichtliche Abschnitt wurde von den Archäologen Thomas Kersting und Jens Henker, der anschließende von dem an Heimatgeschichte interessierten Ehepaar Marianna von Klinski-Wetzel und Peter R. Wetzel verfasst.

Kersting und Henker bieten auf Basis der archäologischen Funde in und um Werder eine kurze chronologische Darstellung der Frühgeschichte der Region, verlassen also lobenswerter Weise den engen räumlichen Rahmen, den die Stadt vorgibt. Sie beginnen ihre Darstellung mit der Altsteinzeit und schreiten bis zur mittelalterlichen Besiedlung fort. Dabei profitieren sie nicht nur von „den über einhundert Jahre alten Meldungen und Beobachtungen interessierter Bürger und ehrenamtlicher Bodendenkmalpfleger“, sondern insbesondere von den vielen Funden, die die zahlreichen Bauvorhaben der letzten Jahrzehnte mit sich brachten. Die Autoren verdeutlichen stets verständlich, welche Rückschlüsse aus dem vorhandenen Fundmaterial gezogen werden dürfen. Nachdem sie zuerst für das Gebiet um Werder einen archäologischen Überblick gegeben haben, wenden sie sich konkret der Stadt und den eingemeindeten Dörfern zu und stellen für diese die bekannten Funde mit den daraus resultierenden Schlussfolgerungen vor. So erhalten neben Werder auch die eingemeindeten Orte ein fundiertes archäologisches Nachschlagewerk. Die Aussagen der Autoren sind kenntnisreich und in der Regel belegt. Das zahlreiche Bild- und Kartenmaterial ist aussagekräftig. Die oben skizzierten Kriterien werden erfüllt. Gleichwohl bin ich nicht ganz zufrieden mit dem vorliegenden Text.

Kersting und Henker stellen die Funde in den Fokus ihrer Untersuchung und erläutern diese kurz. Daran ist grundsätzlich nichts falsch und in Anbetracht ihrer Spezialisierung schlüssig. Aus geschichtswissenschaftlicher Perspektive hätte ich mir aber zumindest für das Mittelalter gewünscht, Kultur- und Ereignisgeschichte wären stärker in das Zentrum der Darstellung gerückt und mit Hilfe der archäologischen Funde und des vorhandenen schriftlichen Quellenmaterials bzw. der Literatur belegt worden. So erfährt der Leser, seit dem 10. Jahrhundert habe sich in der nördlichen Zauche die Bestattungssitte von der Brand- zur Körperbestattung gewandelt. Die Autoren vermuten, diese Veränderung sei ein Ergebnis der ottonischen Besatzung zwischen 929 und 983 (S. 41 f.). Was Letzteres aber konkret bedeutet, wird nicht erläutert. Die durchaus spannenden Ereignisse des 10. Jahrhunderts und ihre Auswirkungen auf die Region um Werder bleiben Marginalien. Ähnlich verhält es sich mit der kurzen Erwähnung der naturräumlichen Siedlungskammern. Kersting und Henker schreiben, dass in der Slawenzeit mehrere ländliche Siedlungen zu einem Burgwall gehörten und vermutlich politisch-wirtschaftliche Einheiten bildeten, die für benachbarte Gebiete in den Schriftquellen „civitates“ genannt werden (S. 38). Hier läge der Gedanke nicht fern, zumindest die Burgen Potsdam, Spandau und Brandenburg anzusprechen, in deren Umfeld die Region Werder liegt, und in diesem Zusammenhang das Hevellerfürstentum näher vorzustellen, zu dem das Gebiet um Werder gehört haben dürfte. Doch das geschieht nicht.

Möglicherweise geht meine Kritik hier zu weit. Das Fehlen einschlägiger Literatur zum Hevellerfürstentum und zur Besiedlung der Region kann ihnen kaum vorgeworfen werden, wenn eine ausführliche Darstellung dieser Problematik nie ihr Ziel war. Dass sie auf Aufsätze von Horst Geisler, Gisela Gustavs und Christa Plate, die im heimatgeschichtlich wichtigen Periodikum „Blütenstadt Werder

(Havel)“ erschienen sind, nicht zurückgreifen, mag mir unbekannte Gründe haben. Die Frage, was in eine heimatgeschichtliche Gesamtdarstellung hineingehört, stellt sich aber schon. Welche Mächte kontrollierten diese Region vor der Inbesitznahme deutscher Fürsten und Herren und wie wurde Macht ausgeübt? Wer waren die deutschen Siedler, die die Dörfer um Werder erweiterten oder gründeten und schließlich die Stadt aufbauten? Welche Ursachen führten sie in diese Gegend? Was geschah mit den hier zuvor siedelnden Slawen? Natürlich lassen sich diese Fragen nicht abschließend klären, aber die vorhandene Forschungsliteratur bietet doch zumindest Ansätze für Antworten. Das Wissen, das der Geschichtswissenschaft bekannt ist, wird dem an der Geschichte seiner Heimat Interessierten so von den Archäologen zumindest zum Teil vorenthalten.

Zudem könnte man diese Inhalte noch problemlos in dem Buch unterbringen, hätten sich die Herausgeber für ein anderes Layout entschieden. So schön das äußere Erscheinungsbild des Buches ist, so unnötig erscheint mir die praktizierte Platzverschwendung durch die zahlreichen völlig nutzlosen Leerzeilen und einen äußeren Rand, der ein Drittel der Seite einnimmt. Der Rand dient zwar der Aufnahme des Anmerkungsapparates, doch dieser fällt so gering aus, dass die Platzverschwendung sofort ins Auge fällt. Dass die Geschichte der Stadt Werder in sieben Bänden erzählt wird, ist also mitnichten dem reichlich vorhandenen Quellenmaterial geschuldet, sondern dem Layout.

Die Gestaltung des zweiten Teils, „Die Anfänge unserer Stadt“, unterscheidet sich grundlegend von dem der Archäologen. Während deren Layout, soweit aufgrund der bisher erschienenen Bücher gesagt werden kann, einer Vorgabe folgt, nach der sich auch die anderen Bände richten, vermerkt das Impressum ausdrücklich, der zweite Teil sei von dessen Autoren gestaltet worden und das Copyright liege ausschließlich bei diesen. Warum die Herausgeber diese abweichende Gestaltung akzeptiert haben, ist nicht ersichtlich. Sie gereicht dem Buch nicht zum Vorteil. Die Quellen- und Literaturhinweise weichen von jeder bekannten Praxis ab und erfüllen auch orthographische Anforderungen nicht. Die Bildauswahl ist problematisch. Arbeiten die Archäologen stets mit passenden Fotos sowie aussagekräftigen Zeichnungen und Karten, greifen v. Klinski-Wetzel und Wetzel auch auf historisierende Abbildungen des 19. Jahrhunderts zurück (S. 105), um mittelalterlichen Kleidungsstil darzustellen. Besonders problematisch ist die Illustration zweier Werderaner Sagen. Klinski-Wetzel und Wetzel bebildern die „Sage vom Ritter“ (S. 123) und die „Sage vom Abt Gallus und dem Mädchen Gallina“ (S. 127) mit Illustrationen Ludwig Richters aus dem 19. Jahrhundert. Die Bildunterschriften verstärken den Eindruck, der bekannte sächsische Romantiker habe diese Bilder passgenau für die genannten Sagen entworfen. Am Ende beider Sagen stellen die Autoren jedoch fest, diese seien wohl beide aus dem 20. Jahrhundert. Die Bilder, so ist dem Abbildungsverzeichnis zu entnehmen, entstammen zudem der Illustration eines Märchens, das nicht mit den Sagen in Verbindung steht. Mit wissenschaftlichem Anspruch hat das nichts mehr zu tun. Schüler der Mittelstufe werden darauf hingewiesen, dass man so nicht arbeiten dürfe. Es bleibt auch das Geheimnis der Autoren, wieso Sagen mit mittelalterlichen Themen abgedruckt werden, deren Entstehungszeiten wohl dem 20. Jahrhundert zuzuordnen sind. Sie sagen nichts über die Geschichte Werders aus und auch nichts über die Volkskultur vor 1740. Die genannten Probleme wären vielleicht hinnehmbar, könnte der Rest des Werkes gelobt werden. Dem ist jedoch nicht so.

Die Autoren haben viel Literatur und sowohl gedruckte als auch einige wesentliche ungedruckte Quellen gesichtet. Das verdient Lob. Es fällt auf, dass neben einigen aktuellen Werken sehr alte Literatur berücksichtigt wird, teilweise aus Unkenntnis neuerer und besserer Arbeiten. Arbeiten Winfried Schichs, die Einblick in den Besiedlungsvorgang geben, werden zwar im Literaturverzeichnis genannt, aber nicht erkennbar genutzt. Zudem arbeiten die Autoren mit Belegen sehr zögerlich. Es bleibt oft unklar, woher konkrete Informationen kommen.

Dieser zweite Teil des Buches ist unverhältnismäßig untergliedert. Rechnet man die abschließenden Verzeichnisse mit, werden dem Leser auf etwa 140 Seiten über hundert Überschriften geboten, deren Aussagekraft teilweise so groß ist, dass die anschließenden Kurzkapitel keine wesentlichen zusätzlichen Informationen mehr beinhalten: „6.1. Werder wurde ab dem Jahr 1330 bis zum Jahr 1339 in Urkunden genannt“, „6.2. Werder wurde in der Urkunde von 1339 nicht erwähnt, in der Landrichter Johann von Buch urteilte“, „6.3. Der erste bekannte Einwohner in

Werder im Jahr 1375 hieß Kersten Huneken“. Viele weitere Beispiele ließen sich anführen. Die Überschriften verdeutlichen zugleich das Vorgehen der Autoren. Das recherchierte Material wird chronologisch vorgestellt und kommentiert. Eine Auseinandersetzung mit den Quellen erfolgt zwar, aber es gelingt ihnen kaum, sinnvolle Fragen an das Material zu stellen. Stattdessen bieten sie eine Mischung aus kommentierter und bebildeter Kompilation: „Und Karl Friedrich von Klöden schrieb [...]“ (S. 106). „Dagegen teilte Georg Sello mit [...]“ (S. 106). Dann folgen längere oder kürzere Zitate. Zur Illustration werden nicht Originalurkunden herangezogen, sondern Bilder der entsprechenden Urkunden aus Riedels *Codex Diplomaticus Brandenburgensis* (S. 120, 131, 140). Über weite Strecken wird wenig Eigenständiges geliefert. Eine Karte, die die Handelswege um Werder verdeutlichen soll, orientiert sich an dem heutigen Straßenverlauf und berücksichtigt nicht die damaligen Gegebenheiten, sicherlich auch, weil die entsprechende Literatur nicht bekannt ist. Viele weitere Ungenauigkeiten und auch Fehler ließen sich aufzählen. Die Komplexität der Geschichtswissenschaft ignorieren die Autoren. Dass damalige Geldsummen nicht auf die heutige Zeit übertragbar sind, dass Hufenangaben nicht genau in Quadratmetern angegeben werden können, dass ein spätmittelalterlicher Ritter und ein Geistlicher gleichen Namens nicht unbedingt dieselbe Person sein müssen – all das wird nicht reflektiert.

Mit viel Akribie wurden Informationen zusammengetragen und dann zu unbekümmert verarbeitet. Das große Dilemma ist die Unkenntnis, wie der ganze Stoff sinnvoll gestaltet werden könnte. Mit moderner Heimatgeschichte hat das nichts zu tun. Die eingangs genannten Kriterien werden nicht beachtet. Ärgerlich ist das in zweifacher Hinsicht. Da nun eine Stadtgeschichte für Werder bis 1740 vorliegt, wird es für zukünftige Heimatforscher schwierig werden, eine neue Arbeit zu rechtfertigen. Schlimmer erscheint mir der zweite Punkt: Leser dieser nun vorliegenden Stadtgeschichte werden denken, dass das Heimatgeschichte sei. Sie irren sich.

Das zweite hier zu rezensierende Buch stammt ebenfalls von Marianna v. Klinski-Wetzel und diesmal verantwortet sie den Inhalt allein. Das Buch ist äußerlich hervorragend gestaltet. Die schöne Suchodeletz-Karte, die den Schwielowsee und dessen nähere Umgebung zeigt, dient als Umschlagsbild. Der Titel verspricht viel. Hier möchte Heimatgeschichte nicht nur einen Ort, wie so oft, in den Blick nehmen, sondern eine Region. Die drei Dörfer Caputh, Ferch und Geltow, die am Schwielowsee liegen, sollen in den Fokus gerückt und andere, angrenzende Ortschaften ebenso betrachtet werden. Das klingt vielversprechend, zumal die Geschichte mit dem Ende des 17. Jahrhunderts endet. Mit dieser Zeit beginnen viele heimatgeschichtliche Arbeiten erst. Ein Blick in das Buch schraubt die Erwartungen ganz schnell ganz weit zurück.

Die Inhaltsübersicht zeigt das gleiche Vorgehen wie in dem oben besprochenen Werder-Teil. Eine Verbindung zwischen den Dörfern wird kaum hergestellt. Im Grunde erhalten der Schwielowsee, Caputh, Ferch und Geltow einzelne, unterschiedlich umfangreiche Kapitel, die von der gleichen chronologischen Struktur gekennzeichnet sind, wie sie bereits im Werder-Teil begegneten. Erneut werden zahlreiche Zitate geboten, wo eigenständige Formulierungen wohl zu mühsam erscheinen. Die einführenden Worte, die Geschichte des Schwielowsees und der genannten Orte solle mit Hilfe der aufgefundenen Urkunden und Dokumente beschrieben werden, klingen, als hätte die Autorin in Archiven gestöbert und wäre fündig geworden. Tatsächlich nutzt sie nur einige wenige Bücher als Fundament für ihr Werk, z. B. durchaus gehaltvolle Familiengeschichten der ehemaligen Grundherren. Oft ist nicht genau erkennbar, woher ihre Informationen stammen, da auf notwendige Belege verzichtet wird. Zwar werden auch hier wieder viele Informationen zusammengetragen und die Leser werden mit Sicherheit interessante Passagen entdecken, doch es gibt auch sehr bedenkliche Stellen, die jede Empfehlung des Buches verbieten.

Die Autorin beschäftigt sich diesmal sehr ausführlich mit den Orts- und Gewässernamen. Die wesentliche fachwissenschaftliche Literatur hierzu ist ihr bekannt. Sie ist aber klüger als die Fachwissenschaftler. Marianna v. Klinski-Wetzel ist viel daran gelegen, möglichst viel Germanisches in den Ortsnamen zu erkennen und Slawisches zu negieren. Nachdem sie eigene Ideen für die bis heute unklare Herkunft des Namens Schwielow beigesteuert hat, erläutert sie, wieso man 150 Jahre lang annahm, der Name sei slawischen Ursprungs. Schuld sei wohl der Philologe Wojciech Cybulski

(1808–1867). Dieser hätte in seiner Veröffentlichung seinerzeit behauptet, fast alle Namen der Umgebung seien slawisch geprägt, „von den Slawen aus Polen, Böhmen, ja auch aus Rußland“ (S. 21). Da Cybulski seine ursprüngliche Heimat Polen verloren hätte, könne man aber vielleicht sein Bestreben verstehen, der ungeliebten neuen Heimat Preußen den vertrauten Klang der polnischen Sprache überzustülpen, so v. Klinski-Wetzel. Woher die Autorin weiß, dass der Sprachwissenschaftler Preußen nicht liebte, ist nicht ersichtlich. Ein Beleg der Aussage fehlt. Sie unterstellt ihm hier aber, unwissenschaftlich gearbeitet zu haben. Cybulski bleibt nicht ihr einziges Opfer. Der bekannte, in Potsdam geborene Berliner Archivar und Historiker Ernst Fidicin (1802–1883) übernahm nämlich die Forschungen des Philologen für sein Werk „Die Territorien der Mark Brandenburg“. Das verführt nun die Autorin zu der Bemerkung, auch „Fidicin war polnischer Abstammung. Er hatte, wie schon sein Vater, seine Herkunft hinter einem lateinischen Pseudonym verborgen.“ Fidicin sei ein lateinisches Wort und stehe für Lautenspieler oder Lautensack. Warum diese Information beigefügt wird, sagt v. Klinski-Wetzel nicht. Vielleicht möchte sie andeuten, Fidicin müsse eigentlich Ernst Lautensack heißen. Inwieweit das zielführend für ihre Untersuchung ist, erschließt sich mir nicht. Schließlich kommt sie zu der Erkenntnis, die beiden polnischstämmigen Autoren hätten mit ihren Veröffentlichungen einen nachhaltigen Erfolg erzielt und seit dieser Zeit gelte Schwielow als slawischer Name (S. 22). Woher die Informationen über Ernst Fidicin stammen, ist mangels Belegen nicht eruierbar.

Die Autorin behält diese kurz skizzierte Methode bei. Der Name des Dorfes Ferch sei wohl ebenfalls germanischen Ursprungs. Der Klang des Namens Ferch lasse an „Pferch“ und „einpferchen“ denken. Im Althochdeutschen sei „Pferch“ ein aus dem Germanischen übernommener Begriff. Laut Cybulski würde der Name aber Gipfel, Berg bzw. Anhöhe bedeuten, was v. Klinski-Wetzel zu der Feststellung nötigt: „Diese Erklärung des Autors Cybulski, eines Forschers über slawische Sprachen, ist wohl sehr weit hergeholt worden“ (S. 59). Dass Reinhard E. Fischer in „Die Ortsnamen der Zauche“ Cybulski folgt, erwähnt sie in ihrer kurzen Erörterung nicht.

Wirklich Mühe gibt sie sich mit dem Ortsnamen Geltow, den sie beharrlich ‚Gelt‘ schreibt – eine Marotte, der sie bereits in dem Werder-Buch verfiel. Geltow ist, folgt man der derzeitigen Forschung, slawischen Ursprungs, und bedeutet „Ort, wo Leute eines Mannes namens Jelito wohnen“. Die Autorin hat eine andere Erklärung parat. Geltow heiße nämlich in der bekannten Urkunde von 993 gar nicht Geliti, sondern Geltti. „Nur weil im Jahr 1764 Anton Ulrich von Erath [...] dieses Wort falsch gelesen und in seiner Urkundensammlung falsch gedruckt hatte“, werde seit Generationen veröffentlicht, es heiße „geliti“ (S. 92). Wahrscheinlich glaubt v. Klinski-Wetzel wirklich, sie sei die erste, die seit 1764 die Urkunde, wenn auch nur als Faksimile, wieder in die Hand genommen hat. Mithilfe zweier Bilder, die zum einen das Wort „ottonis“ und zum anderen das Wort „geliti“ zeigen, dem Faksimile-Druck der entsprechenden Urkunde entnommen, möchte sie nun ihre Lesart belegen (S. 97). Dabei entgeht ihr, dass sich das „tt“ bei „ottonis“ durchaus von dem „it“ bei „geliti“ unterscheidet, die Lesart „geltti“ also keineswegs korrekt ist. Wie schön wäre es, hier Selbstzweifel erkennen zu können, angedeutet durch vorsichtige Formulierungen und Abwägungen. Stattdessen wird behauptet, eine Urkunde aus dem Jahr 1242, die Geltow „Jelt“ nennt, sei ebenfalls problematisch und „Jelt“ ein Abschreibfehler (S. 98 ff.). Das alles kann nicht bewiesen werden, bestenfalls mit Analogiebeispielen. Doch nun hat die Autorin gezeigt, dass Geltow nie Geliti und nie Jelt genannt worden sei und dementsprechend die Deutung „Jelito“ irrig sein müsse. Sie könne sich aber vorstellen, der „althochdeutsche Name Geltt“, der „entgelten“ bedeute, sei von den Slawen übernommen worden (S. 97).

Die Ärgernisse in diesem Buch sind Legion. Es wäre müßig, sie aufzuzählen. Ich bin mir bewusst, dass Einzelnes auch lobend angesprochen werden könnte. Der Gesamteindruck würde sich damit aber nicht ändern. Grundsätzlich ignoriert die Autorin wissenschaftliche Methoden. In den vorliegenden Büchern schleichen sich zudem Fehler allein deshalb ein, weil die notwendige Literatur nicht zu Rate gezogen wurde. Wenn v. Klinski-Wetzel und Wetzel in dem Werder-Buch die Karriere des Ritters Sloteko darstellen und in einer Fußnote sogar ein Buch zu dieser mittelalterlichen Person ankündigen (S. 114, 116 ff.), unterlaufen ihnen inhaltliche Fehler, die bereits 1880 von Fr. Budzies in den „Märkischen Forschungen“ begründet als solche beschrieben wurden. Würde Marianna v. Klinski-Wetzel



die maßgebliche Edition des Landbuchs Karls IV. nutzen und nicht veraltete Ausgaben des 18. und 19. Jahrhunderts, wäre eine falsche Aussage zu Caputh sicherlich nicht gefallen (S. 31). Viele Mängel hätten vermieden werden können, wäre die Hilfe kompetenter Personen herangezogen worden. So sind Texte entstanden, die fachlich nicht überzeugen können, deren Wertungen fragwürdig sind, die wesentliche Aussagen nicht belegen, die eine mangelnde methodische Kompetenz widerspiegeln und im Allgemeinen auch vom sprachlichen Stil her nicht überzeugen können.

*Matthias Hoffeins*

**Konrad Wolf: Aber ich sah ja selbst, dass Krieg war.** Kriegstagebuch und Briefe 1942 – 1945. Hg. v. Paul Werner Wagner in Zusammenarbeit mit der Akademie der Künste Berlin. Berlin: Edition „Die Möwe“ 2015, 360 S., Abb.

Konrad Wolf und brandenburgische Landesgeschichte? Auf den ersten Blick vielleicht etwas abwegig, aber dann doch wieder zutreffend, auch wenn Wolf, Jahrgang 1925, nicht zu den prägenden Persönlichkeiten Brandenburgs gehörte. Das wäre auch nie sein eigener Anspruch gewesen. Denn vor allem war er ein profilierter Künstler und wichtiger Kulturfunktionär der DDR, als Präsident der Akademie der Künste (1965–1982) absolut staatstragend. Aber gedreht hat der Künstler Wolf seine z.T. sehr beachtlichen Filme in den DEFA-Studios Babelsberg. Und – das lässt das Interesse an seinem nun veröffentlichten Kriegstagebuch besonders erwachen – er kam in den letzten Kriegsmonaten mit einer Propaganda- und Aufklärungseinheit der Roten Armee in vorderster Front nach Deutschland. Wolf, der als Sohn prominenter deutscher Emigranten seit 1934 in Moskau die Schule besuchte, 1936 die sowjetische Staatsbürgerschaft erhielt und 1942 zum Militär eingezogen wurde, erlebte so den Kriegsverlauf in Brandenburg, war damit Zeitzeuge an einer höchst interessanten Stelle. Mit seiner Einheit lag er in den ersten Monaten des Jahres 1945 vor der Oder, um deutsche Kriegsgefangene vernehmen zu können. Mit der sowjetischen Offensive auf Berlin überquerte Wolf bei Güstebiese die Oder und gelangte über Wriezen nach Bernau. Hier wurde er, wie er später in seinem berühmten autobiographischen Film „Ich war neunzehn“ beschrieb, für 24 Stunden erster Stadtkommandant der Roten Armee. Weiter führte ihn der Weg über Oranienburg, das KZ Sachsenhausen, Nauen, Brandenburg an der Havel und Premnitz schließlich bis in die Nähe von Spandau, wo das Tagebuch am 3. Mai endet. Allerdings nicht das originale Kriegstagebuch, in dem der letzte Eintrag vom 18. April bei Güstebiese stammt und mitten im Satz abbricht. Ergänzt hatte der Autor das Tagebuch später, nun aus der Erinnerung geschrieben, verfasst im Jahr 1966. Das ist nicht unproblematisch, denn zwischen den Ereignissen und der Niederschrift liegen mehr als 20 Jahre. Das sind dann eben nicht mehr die unmittelbaren Eindrücke, die hier festgehalten werden. Das sind vielmehr Erinnerungen, die gefiltert und gebrochen werden durch die Erfahrungen und Auffassungen als Künstler und Kulturfunktionär in der DDR – bei allem redlichen Bemühen des Autors, das man unterstellen darf.

Interessant und bemerkenswert ist das Tagebuch dennoch, der ursprüngliche Teil ebenso wie der spätere. Man erfährt viel von den Erlebnissen, Gedanken und Überlegungen des jungen Deutschen als sowjetischer Offizier, der gegen die deutsche Wehrmacht kämpft und sich über die Deutschen seine Gedanken macht. Wie er über die deutschen Perspektiven nach dem Krieg denkt. Wie er die deutschen Landschaften sieht. Und wie er seine sowjetischen Kameraden empfindet, was sie gemeinsam erleben, wie sich das Zusammenleben gestaltet.

Ergänzt wird das Tagebuch durch Briefe Wolfs aus dieser Zeit und Vernehmungsprotokolle mit deutschen Kriegsgefangenen. Doch das ist zu wenig, um hier eine gute Edition entstehen zu lassen. Vermisst wird eine brauchbare Einführung, eine quellenkritische Würdigung, eine Einordnung und Zuordnung des Vorgefundenen. Vorwort (Wolfgang Kohlhaase) und Nachwort (Paul Peter Wegener) erfüllen diese Aufgaben nicht ansatzweise, sind darauf auch gar nicht angelegt. Insofern würde eine Chance vertan.

*Detlef Kotsch*